
Japanisches Wirtschaftsdenken im 19. Jh.

Rezension von: Hannah Kreis,

Das Wirtschaftsdenken in Japan.

Eine Studie zur japanischen Rezeption
europäischer Wirtschaftstheorien im
ausgehenden 19. Jahrhundert, Metropolis,
Marburg 2013, 263 Seiten, broschiert,
€ 34,80; ISBN 978-3-731-61033-5.

Im Rahmen der vorliegenden Studie wird gezeigt, dass die Lehre der Wirtschaftswissenschaften im ausgehenden 19. Jahrhundert in Japan besonders durch die Rezeption zweier wirtschaftlicher Theorien geprägt ist. In der ersten Hälfte der Meiji-Zeit ist es die klassische Lehre der Nationalökonomie, in der zweiten Hälfte ist es die der Deutschen Historischen Schule.

Angesichts der dürftigen Primär- und Sekundärliteratur im nicht japanischsprachigen Raum ist es ein Desiderat, diesen Abschnitt in der Geschichte des ökonomischen Denkens in Japan hier genauer zu untersuchen. Die Autorin beschränkt sich dafür auf das Zeitfenster, das am Ende der Tokugawa-Herrschaft (1603-1868) beginnt und die komplette Meiji-Ära (1868-1912) umfasst.

In Japan werden europäische wirtschaftswissenschaftliche Schriften punktuell rezipiert. Man übersetzt und liest, was dem zeitgenössischen Interesse am ehesten zu entsprechen scheint. Zunächst liest man die Schriften der jüngeren Vertreter der Deutschen Historischen Schule. Bei der Rezeption der Klassik widmet man sich zunächst dem, was in übersetzter Form vorhanden ist, und beginnt dann,

von diesen Werken ausgehend, die Literatur der geistigen Väter zu lesen. Die Rezeption des wirtschaftlichen Wissens in Japan entspricht somit nicht der Chronologie seiner Genese in Europa: In den 1870er-Jahren wird John Stuart Mill, in den 1880er-Jahren Adam Smith und in den 1890er-Jahren der Physiokrat Francois Quesnay in Japan bekannt.

Um den Zusammenhang zwischen allgemeinen Denkmustern, ökonomischem Denken und der Organisation des Wirtschaftens in Japan im 19. Jahrhundert genauer zu bestimmen, erforscht die Autorin, inwieweit Kultur und Wirtschaft interagieren und ob das Wirtschaftsdenken kulturellen Einflüssen unterliegt. Gefragt wird danach, ob der Konfuzianismus als ethische Grundlage gelten kann, die die ökonomische Gesinnung japanischer Wissenschaftler in den Anfängen der Industrialisierung prägt.

Nun lassen sich im untersuchten Zeitraum deutlich zwei eigene Denktraditionen in der Rezeption wirtschaftstheoretischer Grundlagen in Japan unterscheiden. Das Charakteristische an der Ersten ist, so die Autorin, dass sie sich durch Extrovertiertheit auszeichnet. Damit ist gemeint, dass die Rezeption in der ersten Hälfte der Meiji-Zeit durch einen „Blick nach außen“ bestimmt wird. Der Vergleich mit dem westlichen Ausland schärft den Blick für die Situation im Inland. Dieser Rezeptionsstrang wird hier durch Fukuzawa Yukichi (1835-1901) personifiziert, der die in der Ferne gewonnenen neuen Eindrücke reflektiert.

Für die zweite Hälfte der Meiji-Zeit lässt sich eine introvertierte Herangehensweise feststellen, die sich durch einen „Blick nach innen“ auszeichnet. Rezipiert wird nun nicht mehr in erster

Linie, um eine Entwicklung nachzuholen und sich dabei eines fremden Entwicklungskonzeptes zu bedienen, sondern um die durch die nachholende Entwicklung entstandene Situation im Landesinneren zu verbessern. Kein externer Reiz, sondern ein interner Stimulus gibt den Anstoß, sich für die Ideen einer neuen Wirtschaftstheorie zu interessieren. Der zweite Rezeptionsstrang wird hier durch die Person Kanai Noburu (1865-1933) dargestellt.

Das Gemeinsame an beiden Rezeptionssträngen ist, so die Autorin, dass beide neues Wissen integrieren. Jedoch dient dieses Wissen nicht dazu, vorhandenes Wissen zu verdrängen. Dem bereits vorhandenen Wissensstock wird sogar eine höhere Bedeutung beigemessen. Keiner der beiden Rezipienten löst sich völlig aus dem Korsett patriotischer Verpflichtungen. Die Angst vor der Nivellierung japanischer Eigentümlichkeiten, gar vor einem japanischen Identitätsverlust ist in dieser Zeit zu groß, um sich vollständig auf neue Denkstrukturen einzulassen und sich den damit einhergehenden wirtschaftspolitischen Forderungen zu stellen.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich ethische Gesichtspunkte durch den betrachteten Zeitraum hindurch in den Aussagen und dem Wirken der Rezipienten spiegeln: Hier ist eine Asymmetrie zwischen beiden Rezeptionslinien festzustellen. So kann Fukuzawa Yukichi nur zu neuem Wissen gelangen, indem er sich zunächst von seiner ethischen Prägung, dem Konfuzianismus, bewusst und vehement emanzipiert. Geistig befreit wendet er sich neuem Wissen zu, auch wenn er sich in seinen späteren Jahren wieder auf den Konfuzianismus einlassen und ihn schätzen wird. Der andere, Kanai

Noburu, kommt zuallererst aufgrund der konfuzianischen Bildungsgrundlagen, die ihm in seinem Elternhaus vermittelt werden, auf den Gedanken, wie geistig gewinnbringend es für ihn sein könnte, neues Wissen abseits der im Elternhaus beschrittenen Pfade zu erlangen.

So haben wir es in Japan im ausgehenden 19. Jahrhundert mit einer Rezeption europäischer Wirtschaftstheorien vor der kulturellen Folie des Konfuzianismus zu tun. Gleichwohl ist jeweils genau zu bestimmen, in welcher Weise dieser die Rezeption prägt. Die These vom interdependenten Zusammenhang von Kultur und Wirtschaft wird dementsprechend im Rahmen dieser Arbeit bestätigt und differenziert.

Um zu diesen Einsichten zu gelangen, bildet das zweite Kapitel die inhaltliche Basis. In ihm werden die kulturellen Wurzeln betrachtet, und es beleuchtet die ökonomischen Strukturen, die bereits vorhanden sind. Da in der vorliegenden Arbeit jedoch die ökonomischen Implikationen des Konfuzianismus von Interesse sind, wird im Anschluss untersucht, in welchen Kontexten sich Konfuzius zu ökonomischen Sachverhalten äußert. Nachdem auf diese Weise eine geistige Basis geschaffen worden ist, stehen nun die ökonomischen Grundlagen im Fokus, die in Japan schon vor Beginn der Meiji-Zeit vorhanden sind. Schließlich bilden sie das Fundament für die anschließende Rezeption europäischer Wirtschaftstheorien.

Von Interesse ist, welche ökonomischen Konzepte schon vor den ersten Rezeptionsversuchen bekannt sind und auf welchen Wissensständen die europäische Wirtschaftstheorie in Japan aufbaut. In diesem Zusammen-

hang verweist die Autorin darauf hin, dass das in der angelsächsischen Literatur häufig verwendete Bild, die pathetische Darstellung vom plötzlichen Auftauchen eines großen, schwarzen US-amerikanischen Dampfschiffes an der Küste Japans, das eine schockartige Konfrontation suggerieren soll, nicht zutrifft: Die ökonomischen Grundlagen sind schon lange im Voraus vorhanden. Sie verhelfen Japan zu einer Transformation, die jedoch weder stufenweise oder noch linear, sondern eher als spiralförmige Transformation zu verstehen ist. Dabei werden die Windungen nach oben immer enger, entsprechend dem – im Zeitverlauf gesehen – immer schnelleren Anpassungsprozess.

Als Beispiele dienen die Ausführungen Arai Hakusekis, der bereits während der Tokugawa-Zeit quantitativ-theoretische Zusammenhänge erkennt. Festzuhalten bleibt darüber hinaus, dass das Land bis ins 19. Jahrhundert hinein von „Augenblickspolitik“ geprägt ist und keiner umfassenden Lehre folgt. Der Außenhandel wird von dem konfuzianischen Gelehrten Yokoi Shounan als Nullsummenspiel betrachtet, was an merkantile Strukturen erinnert.

Die Kapitel 3 und 4 sind dem eigentlichen Interessensgebiet der Untersuchung gewidmet, nämlich dem, wie europäische wirtschaftliche Theorien in Japan rezipiert werden. Auf unterschiedlichen Ebenen, personeller, institutioneller und textueller, kristallisiert sich heraus, dass der Beginn der Meiji-Zeit durch die Rezeption der klassischen Nationalökonomie geprägt ist: Auf der institutionellen Ebene ist der Ansatz des ökonomischen Liberalismus in akademischen Gruppierungen verbreitet.

Hauptaugenmerk wird auf die Meiroku-Gruppe gelegt, ein Zirkel angesehener Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die europäische Fremdsprachen beherrschen. Die Zeitschriften der Meiroku-Gruppe bieten einen Einblick in die Übersetzung und Reflexion westlicher ökonomischer Quellen. Die Mitglieder dieser Gruppe bringen ihr Wissen in die Institutionen ein und fördern damit den wissenschaftlichen Austausch. Die neue, westliche Perspektive auf die Ökonomie hilft ihnen, wirtschaftspolitische Ereignisse in einem größeren Rahmen einordnen zu können. Das Hauptanliegen ist es, zu erläutern, wie man sich den Herausforderungen stellen soll, die die Teilnahme am internationalen Handel mit Wirtschaftsgütern bereithält.

Als Institutionenbeispiel zieht die Autorin das japanische Pendant des deutschen „Vereins für Socialpolitik“ heran und untersucht, welche Geltung diese Gesellschaft in Japan hat und wie deren Mitglieder, Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Publizistik, von der Deutschen Historischen Schule inspiriert werden. Wie ihr deutsches Vorbild richtet sich die Gesellschaft einerseits gegen die zu Beginn der Meiji-Zeit gewünschte Politik des *Laissez-faire* in der Sozialpolitik und andererseits gegen die sozialrevolutionären Ideen des aufkommenden Sozialismus. Der Verein entsteht in Japan jedoch nicht als Reaktion auf einschneidende gesellschaftliche Veränderungen. Er ist kein Agitationsverein. Vielmehr soll er im Vorfeld dem Schutz des Arbeiters dienen, um auf diese Weise revolutionäre gesellschaftliche Bestrebungen im Keim zu ersticken (Kapitel 4.1).

Dem Gründer des Vereins, Kanai Noburu, ist der zweite Teil des vierten

Kapitels gewidmet. Sein Leben lässt sich anhand der Ausführungen eines seiner späteren Schüler, Kawai Eijirou, nachzeichnen, die zu diesem Zweck erstmals übersetzt werden. Hier erschließt sich die Biografie einer Person, der dank der konfuzianischen Ideale ihres Elternhauses ein hoher Bildungsanspruch vermittelt wird. Diesen Anspruch behält Kanai Noburu auch während seiner Studienzeit an der Universität Tokio bei, als er sich mit den Schriften der klassischen Ökonomen auseinandersetzt, bevor er auf seinen Lehrer Karl Rathgen (1856-1921)¹ trifft. Dieser regt ihn an, einen mehrjährigen Auslandsaufenthalt in Deutschland anzutreten. Seinen Tagebuchaufzeichnungen lässt sich entnehmen, dass er dort direkt an den Lehrstühlen der Anhänger der Älteren und Jüngeren Historischen Schule lernt. Die von Beginn seiner akademischen Karriere in Japan herrührenden Semesterpläne mitsamt ihrem Lehr- und Lesepensum sind aussagekräftige Quellen, die zeigen, wie sich Kanai Noburu mit den Gedanken der Deutschen Historischen Schule auseinandersetzt und diese in seine Lehre einbringt (Kapitel 4.2).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die japanische Rezeption in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts mit der Aufnahme der Anschauungen der Deutschen Historischen

Schule einen neuen Akzent erfährt, gleichzeitig aber auch auf traditionelle Ansichten rekurriert. Es gilt hier auch zu betonen, dass im 19. Jahrhundert in Japan nicht nur um der wirtschaftlichen Prosperität willen westliche ökonomische Ideen aufgegriffen werden, sondern auch, um sich den gesellschaftlichen Idealen von politischer wie nationaler Freiheit und individuellethischer Selbstbestimmung zu nähern. So werden durch das Studium der deutschen Literatur und Philosophie durch japanische Studenten die Werke Goethes und Schillers und die philosophischen Schriften Nietzsches und Kants in die japanische Sprache übertragen. Mit dieser Untersuchung wurde der Grundstein gelegt, die Anfänge der japanischen Nationalökonomie aufzuarbeiten. Ein äußerst lesenswertes und empfehlenswertes Buch.

Josef Schmee

Anmerkung

- ¹ Deutscher Nationalökonom und Gründungsrektor der Universität Hamburg. Von 1882 bis 1890 unterrichtete er Öffentliches Recht, Statistik und Verwaltungswissenschaften an der Kaiserlichen Universität Tokio. Nach seiner 1892 in Berlin erfolgten Habilitation (Thema: Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt) wurde Rathgen 1895 ordentlicher Professor an der Universität Marburg und vertrat von 1900 bis 1907 Max Webers Lehrstuhl in Heidelberg.